

# Paranoia in E-Dur

*Trotz technischer Probleme begeisterte der New Yorker Underground-Poet Lou Reed in der Columbiyahalle*

VON PETER E. MÖLLER

Das Malheur geschieht kurz vor zehn. Gerade ackern sich Lou Reed und seine Band durch eine imponierende Version von „Dime Store Mystery“ vom 88er „New York“-Album, da bricht der Albtraum eines jeden Rockmusikers über das Quartett herein. Die Soundanlage, bis zu diesem Punkt brillant ausgesteuert, gibt mit höllischem Lärm ihren Geist auf. Aber keine Panik! Die Musiker verlassen geschlossen die Bühne, Techniker huschen mit Taschenlampen und Moment-das-haben-wir-gleich-Gelassenheit durch die Dunkelheit und schon nach guten fünf Minuten ist der Schaden behoben. Lou Reed und seine drei Mitstreiter kehren zurück und bringen ihr Konzert in der ausverkauften Columbiyahalle zu Ende.

Und was für ein Konzert! Reed, der Underground-Poet aus New York, der minimalistische Gitarrist mit dem Hang zum perfekten Ton, hat gerade mit „Ecstasy“ eine neue CD in die Welt geworfen, auf der er sich hauptsächlich mit Variationen über das Zusammenleben von Mann und Frau beschäftigt. Wie im Eröffnungssong „Paranoia Key of E“, in dem er eine Freundin ansingt, die ihn

wegh eines Typen namens Godfrey verlassen hat. Kristallklar perlt Lou Reeds Gitarre in den Saal, mit wummernnd verzerrtem Ton mischt sich Bassist Fernando Saunders ein, Gitarrist Michael Rathke wirft eine luftige Last Akkordbreitseiten ab und Schlagzeuger Tony „Thunder“ Smith gibt den treibenden Beat dazu.

Lou Reed, der in den sechziger Jahren mit der in Andy Warhols Factory ausgeheckten Band Velvet Underground Kultstatus erlangte, der sich in den siebziger Jahren als nihilistischer Chronist der großstädtischen Außenseiter in Szene setzte, der sich in den Achtzigern dem „erwachsenen Rock'n'Roll“ hingab und in den Neunzigern neben seiner Rockpoesie Theaterstücke von Robert Wilson mit Musik ausstattete, ist heute ein Monument der wilden Zeit des Rock, ein Überlebender, der einen Sprechgesang kultiviert.

Doch der Lou Reed von heute verliert sich nicht in der eigenen Nostalgie. Wer gekommen ist, um alte Velvet-Underground-Stücke oder frühe Hits wie „Walk On The Wild Side“ zu hören, hat die Rechnung ohne den Wirt mit dem finsternen Blick gemacht. Nur wenige ältere Stücke gibt es zu hören, dagegen erklingen fast alle Lieder der neuen Platte, in zum

Teil imposanten Bearbeitungen. Was zurückhaltend beginnt, mündet meist in brachialem Gitarren-Inferno.

Mit „Smalltown“ gehört auch ein Stück von „Songs For Drella“, der Songkollektion von 1990 von Reed und John Cale an ihren gestorbenen Freund und Förderer Andy Warhol, zum Programm. Es ist begeistert anzusehen, wie die vier Musiker miteinander kommunizieren, wie sie sich gegenseitig an ihren Solo-Einlagen freuen, wie sie sich immer wieder bis zur phonstarken Klimax anstacheln. Dabei meistert Lou Reed die Textlastigkeit der Stücke mit Hilfe eines vor ihm postierten Teleprompters. Besonders elektrisierend gerät „Tatters“ vom neuen Album, das nach anfänglicher balladesker Schwermut in einem funky groovenden Schlagabtausch eskaliert. Nur das 18-minütige Opus „Like A Possum“ bleibt Berlin – trotz Reeds vorheriger Drohung, er werde das Stück auf Tournee möglicherweise auf eine Stunde ausweiten – erspart.

Nach zweieinhalb satten Stunden, in denen der 58-Jährige aber auch nicht ein Wort ans Publikum richtete, ist der Abend zu Ende. Erst dann sagt Reed die Namen seiner Musiker an – und verabschiedet sich schlicht mit den Worten: „Rock and Roll!“.